

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

18 (22.1.1921) Die Mußestunde

1. 2.30
 2. 2.40
 3. 2.50
 4. 3.00
 5. 3.10
 6. 3.20
 7. 3.30
 8. 3.40
 9. 3.50
 10. 4.00
 11. 4.10
 12. 4.20
 13. 4.30
 14. 4.40
 15. 4.50
 16. 5.00
 17. 5.10
 18. 5.20
 19. 5.30
 20. 5.40
 21. 5.50
 22. 6.00
 23. 6.10
 24. 6.20
 25. 6.30
 26. 6.40
 27. 6.50
 28. 7.00
 29. 7.10
 30. 7.20
 31. 7.30
 32. 7.40
 33. 7.50
 34. 8.00
 35. 8.10
 36. 8.20
 37. 8.30
 38. 8.40
 39. 8.50
 40. 9.00
 41. 9.10
 42. 9.20
 43. 9.30
 44. 9.40
 45. 9.50
 46. 10.00
 47. 10.10
 48. 10.20
 49. 10.30
 50. 10.40
 51. 10.50
 52. 11.00
 53. 11.10
 54. 11.20
 55. 11.30
 56. 11.40
 57. 11.50
 58. 12.00
 59. 12.10
 60. 12.20
 61. 12.30
 62. 12.40
 63. 12.50
 64. 13.00
 65. 13.10
 66. 13.20
 67. 13.30
 68. 13.40
 69. 13.50
 70. 14.00
 71. 14.10
 72. 14.20
 73. 14.30
 74. 14.40
 75. 14.50
 76. 15.00
 77. 15.10
 78. 15.20
 79. 15.30
 80. 15.40
 81. 15.50
 82. 16.00
 83. 16.10
 84. 16.20
 85. 16.30
 86. 16.40
 87. 16.50
 88. 17.00
 89. 17.10
 90. 17.20
 91. 17.30
 92. 17.40
 93. 17.50
 94. 18.00
 95. 18.10
 96. 18.20
 97. 18.30
 98. 18.40
 99. 18.50
 100. 19.00

ER
 2382
 1921

Aus Welt und Wissen

Ein Elektrizitätswerk unter der Erde. Mutet uns die Vorstellung einer Elektrizitätszentrale tief unter der Erde mit wasserabhängigen Turbinen, mit tausenden Schwungradern, mit wuchtigen Dynamomaschinen nicht an wie ein Gedanke von Jules Verne? Klingt es nicht wie ein Märchen, daß 200 Meter unter der Erde gewaltige Maschinen stampfen, um die gefesselte Wasserkraft in dünnem Draht als Elektrizität zu segensbringender Kulturarbeit an die Oberfläche der Erde zu leiten? Und doch ist keine Utopie, auch keine amerikanische Sensationsnachricht. Wir besitzen ein derartiges unterirdisches Wasserkraft-Elektrizitätswerk in einem Vaterlande, und zwar im industriellen Sachsen. In dreieckförmiger Wanderung erreicht man von der alten Bergstadt Freiberg aus den für den Erzabbau stillgelegten Dreibrüdersticht, auf dessen Sohle das Elektrizitätswerk liegt. Der große unterirdische Maschinenraum von 24 : 8 Meter Grundfläche enthält drei Pelton-turbinen von je 800 Pferdekraften, direkt gekuppelt mit Dreifachgeneratoren und den massiven Stahlschwungradern. Das Betriebswasser, vom Erzgebirge und dem umliegenden Gebiet kommend, sammelt sich zunächst durch ein umfangreiches Stollennetz im Konstantinsticht, 1850 Meter vom Dreibrüdersticht entfernt, in einer Tiefe von 160 Meter; dann läuft es in einem Stollen zum Dreibrüdersticht und dort in einen senkrechten Reibsticht 200 Meter tief unter der Erdoberfläche. Unter Berücksichtigung der Seehöhe beider Stichte ergab sich ein Höhengefälle von 138 Meter für die Turbinen. Aus Sicherheitsgründen, damit bei Hochwasser oder unerwarteten Wassereintritten die Turbinen nicht erlaufen, läßt man das Wasser nach dem Verlassen der Turbinen noch weitere 10 Meter in den Unterwasserkanal hinabfließen; von dort fließt es durch den 30 Kilometer langen Rothschönberger Stollen in die Freifisch, ein kleines Flüsschen, das bei Meißen in die Elbe mündet. Die Temperatur im Maschinenraum wird durch eingeblasene Frischluft auf etwa 30 Grad Celsius gehalten. Die eigentliche Anlage, an deren Rekonstruktion auch die Stadt Freiberg beteiligt werden soll, arbeitet bereits seit 1915 vollkommen zufriedenstellend.

Ein Wunder der Mikrophobie. Ein Franzose hat kürzlich der Zeitschrift „La Nature“ eine Postkarte übersandt, genauer gesagt, einen Karton in der Größe einer Postkarte, auf dem es ihm gelungen ist, 23 154 Worte mit insgesamt 125 000 Buchstaben niederzuschreiben. Die Handschrift ist dabei so klein, daß drei Zeilen zusammen genommen, nur einen Millimeter hoch sind; trotzdem soll man den Text mit bloßem Auge bei gutem Licht ausgedrückt lesen können. Der Mikrophob (Mikro-schreiber) hat auf der Größe dieses Postkartenblattes eine Notiz aus 1001 Worten geschrieben, die im Druck eine Länge von 74 Seiten hat. Mit der phantastischen hohen Zahl von über 23 000 Worten auf dem Raum einer Postkarte dürfte, das Wunderwerk des Franzosen, der Marcelle Maubel heißt, den Rekord der Mikrophobie darstellen. Wenn nicht eine so ernst zu nehmende Zeitschrift, wie die obgenannte auf Grund persönlicher Kenntnis über das Werk des Herrn Maubel berichten würde, möchte man bei der Kunde davon selbst an ein Märchen aus 1001 Nacht glauben.

Witz und Humor

Breierlei Maß. Vor dem Schwurgericht in Freiburg i. Br. standen jüngst zwei Mädchen, die ihre neugeborenen Kinder gestört hatten. Das Schwurgericht sprach das eine Mädchen, das die sehr religiöse erregte Tochter einer wohlhabenden Bürgerfamilie war, frei, während es das andere, eine arme Hauswirtschafterin, zu 2 1/2 Jahren Gefängnis verurteilte. Wir müssen gegen dieses Urteil protestieren. Denn es erscheint uns doch sehr bedenklich, die Züchtung eines Proletariatskinds härter zu bestrafen als die eines Bürgerprocklings. Und wir können auch nicht zugeben, daß selbst die strengste religiöse Erziehung den verbrecherischen Instinkten so förderlich ist, daß sie von den Geschworenen als mildernder oder gar als strafauslöschender Grund angesehen werden kann.

Dementi. Die Nachricht, daß die Leitungen der freimaurerischen Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei beschloßen haben, ihrem notleidenden Landesvater in Haus Doorn die von ihm früher bezogene jährliche Dividende vom 1. Januar an aus eigenen Parteimitteln zu zahlen, muß, wie wir aus sicherer Quelle erfahren, als irrtümlich bezeichnet werden. (Mahrer Jakob.)

Saluta. Ein Wiener, der kürzlich nach Berlin reisen wollte und alle Schlafwagenplätze belegt fand, rief den Kondukteur zur Seite und sagte ihm: „Sehen Sie zu, daß Sie mir noch einen Platz im Schlafwagen verschaffen. Ich werde mich sehr erkenntlich zeigen.“ — „In welche Saluta reden Sie? erwiderte belächelnd der Kondukteur.

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von G. u. C. Sie; beide in Karlsruhe, Ruffenstraße 24.

Rätsel

Rästel
 Dein Kapitän gehört es an;
 Doch niemals hat's der Steuermann,
 Der Vollmatrose, Raat. —
 Der Leichmatrose nennt es sein.
 Der Schiffsarzt? Ja. Der Bootsmann? Nein.
 Nun, lieber Lesec, rat!

Zitate-Rästel
 In den nachstehenden 8 Zitaten sind ebenso viele Wörter enthalten, die im Zusammenhang gelesen, wiederum ein Zitat, und zwar ein solches aus Schillers Werken bilden. Zur Erleichterung der Lösung sei bemerkt, daß sich das erste Wort im ersten Zitat befindet, das zweite im zweiten usw.

1. Der hat nie das Gind gekostet,
Der's in Ruh' genießen will. (Förner, Leichter Sinn.)
2. Das ist die schwere Zeit der Not. (Camisso, Canon.)
3. Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht!
(Würger, Renore.)
4. Der Freiheit Priester, der Basall des Schönen,
So wird der Dichter in die Welt gesandt. (Gerwegh, Dichterberuf.)
5. Der ist nicht wert des Weines,
Der ihn wie Wasser trinkt. (Bodenstedt, Mirza Schaffh.)
6. Durch die Wälder, durch die Auen
Zog ich leichten Sinn's dahin. (Kind, der Freischütz.)
7. Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsschwer.
(Schiller, Worte des Glaubens.)
8. Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen.
(Goethe, Faust I.)

Spitzenrästel

a o a r a d h a
 b s t m u n a o b
 r

Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, derart, daß senkrechte Wörter entstehen. Sind es die richtigen, so ergibt die oberste waagrechte Linie einen Gegenstand, den sich jeder wünscht.

Auflösungen der Rästel in der Nummer der 2. Woche

Bilderrästel
 Wer Menschen kennen will, muß sie nach ihren Wünschen beurteilen.

Nichtige Lösungen sandten ein: Alfred Wepler, B. Schmidt, Frau M. Günther, Paul Gläfer, Karl Zalmon, Erwin Rascher, Erwin Rascher, Frau G. Köhlig, Emil Dörflinger, Frau Liesel Kirchmayer, Elsa Schmid, Irma Göhring, J. Deininger, Emil Grumer, Emil Kopfmann, alle in Karlsruhe; Frau Lina Kümmer-Mintheim, Joh. Paul-Durlach, Frau Luise Fuchs-Weingarten, Elise Müffel-Weingarten, Frau A. Schramm-Göhringen, Otto Wähler-Heidelsheim, Fritz Golderer-Offenburg, J. Meier-Jungingen (Hohenzollern), Friedr. Löhr-Langensteinbach, Gallus Dürrschmabel-Vietigheim.

Winterrätzel
 Nichtige Lösungen sandten ein: Alfred Wepler, B. Schmidt, Frau M. Günther, Paul Gläfer, Karl Zalmon, Erwin Rascher, Frau G. Köhlig, Emil Dörflinger, Frau Liesel Kirchmayer, Elsa Schmid, Irma Göhring, alle in Karlsruhe; Frau Lina Kümmer-Mintheim, Joh. Paul-Durlach, Frau Luise Fuchs-Weingarten, Elise Müffel-Weingarten, Frau A. Schramm-Göhringen, Otto Wähler-Heidelsheim, Eugen Bauer-Heidelsheim, Fritz Golderer-Offenburg, J. Meier-Jungingen (Hohenzollern), Jos. Febrerhager-Bell a. S., Friedr. Schreddehaas-Durlach, Wilhelm Eckert jr., Bretten, J. Deininger, Emil Grumer, Emil Kopfmann, Karlsruhe.

Eisporz.
 Nichtige Lösungen sandten ein: Emil Kopfmann, Emil Grumer, Karlsruhe; Otto Wähler-Heidelsheim, Fritz Golderer-Offenburg.

Die Ruhezestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

3. Woche Karlsruhe, den 22. Januar 1921

Ein Gemälde

Er war ein Tugendfeind, er war ein Menschenhasser;
 Wenn ihm sein Stolz befaß, floß Menschenblut wie Wasser;
 Er war voll Eigennutz und liebte Schmeichelei;
 Raubt' ungestraft, und blieb nie seinem Worte treu,
 War vielsach, und gelehrt, sich in die Zeit zu schiden;
 Verband mit zehnen sich, um einen zu erdrücken;
 Religion und Eid war ihm ein Puppenpiel;
 Durch Labyrinth ging er stets zu nahem Ziel;
 Hurt' und verfolgte Wild. — O Maler halt ein wenig!
 Halt! ich verheß' dich schon, das heißt: er war ein König.

Christian Ewald von Kleist (gest. 1759).

Der gesunde Menschenverstand

In das Kriegsministerium eines Landes, dessen Name uns gleichgültig sein kann, kam eines Tages ein Herr von verblagenem Aussehen und verlangte:
 „Führen Sie mich vor jemand, der etwas versteht. Ich will ihm eine wichtige Mitteilung machen.“
 „Von was — versteht?“ fragte man ihn.
 „Von der Luftschiffahrt. Ich habe eine Erfindung gemacht, die ich verkaufen will, eine Erfindung, die eine Umwälzung der gesamten Kriegstechnik bedeutet. Wer dieses mein Geheimnis kauft, wird fortan das Uebergewicht über den Gegner haben. Von nun an entscheidet meine Erfindung über Niederlage und Sieg.“
 Hierob waren natürlich alle höchlichst erfreut und führten den Erfinder unverzüglich vor einen alten, würdigen General.
 Der General freute sich nicht weniger als die andern, bot dem Erfinder den größten Klubsessel an und fragte dann zuvorkommend:
 „Worin, mein Verehrtester, besteht nun also, wenn ich fragen darf, Ihre Erfindung?“
 „Ich habe den Typ eines Luftkreuzers konstruiert, der sich eine Woche in der Luft hält, ein Bataillon Soldaten aufnimmt und jedem Unwetter troht. Vielleicht möchten Sie diesen Luftkreuzer kaufen?“
 Und nachdem der General sein Ehrenwort gegeben, des Erfinders Vertrauen nicht zu mißbrauchen, zog dieser ein umfangreiches Paket aus der Tasche und breitete seine Pläne und Zeichnungen aus.
 „Ja...“ sagte der General, nachdem er die Zeichnungen geprüft hatte, „das stimmt ja allerdings. Es verhält sich in der Tat, wie Sie sagen... Für wieviel würden Sie nun diese Erfindung verkaufen?“
 „Für eine Million.“
 „Bravo!“ sagte der General und umarmte ihn. „Da haben Sie eine Anweisung auf die Staatskasse. Eine runde Million! Vielen Dank auch! Und wenn Sie mal wieder etwas haben, so kommen Sie nur, bitte, herauf...“
 „Ich habe schon jetzt etwas für Sie,“ sagte der Fremde hinterhältig.
 „Etwas in der Tat Stamenswertes...“
 „Nämlich —?“
 „Ich habe eine Kanone konstruiert, die Ihren Luftkreuzer in wenigen Augenblicken vernichtet, und zwar so gründlich, daß er wie ein Wehlack zur Erde blumpft. Der Kreuzer ist völlig machtlos gegen die Waffe...“

„Na, aber hören Sie mal!“ sagte der General und runzelte die Brauen. „Das kommt mir denn doch etwas spanisch vor!... Schämten Sie sich denn gar nicht? Zuerst erfinden Sie einen wirklich brauchbaren Luftkreuzer, und dann schleichen Sie ihn mit Ihren eigenen Kanonen in Trümmer?!...“
 „Ich weiß nicht, was da zu schämen ist,“ sagte der Besucher unbeeindruckt. „Sie werden doch zugeben, daß die Kriegstechnik sich unentwegt vervollkommenet, und daß niemand auf dem einmal beschrittenen Wege stehenbleiben darf, will er nicht ins Hintertreffen geraten und im Ernstfall unterliegen. Mein Luftkreuzer ist in der Tat eine furchtbare Waffe! Es liegt also auf der Hand, eine Abwehr gegen ihn zu erfinden...“
 „Um...“ In der Theorie ist das ja unbestreitbar, in der Praxis aber —. Nun gut, ich verstehe noch, wenn wenigstens ein anderer die Kanone konstruiert hätte und sie uns anböte... Aber so... wo Sie selber...“
 „Gimmelsakrament!“ sagte der Fremde, die Hände zusammenschlagend. „Als wenn das nicht völlig gleich wäre! Nun sagen Sie mir, bitte, mal: was ändert es an der Sache, wenn ich jetzt die Tür hinter mir zumache, mir den Schnurrbart wegrasiere, einen andern Rock anziehe, an derselben Tür hereinkomme und Sie begrüße, als hätte ich Sie nie gesehen? Wenn es Ihnen Spaß macht, will ich Ihnen übrigens den Gefallen gern tun.“
 Der General war im Grunde genommen so furchtbar dumm nicht, und deshalb schämte er sich ein wenig, denn er sah sehr wohl ein, daß er wirklich eine Dummheit gesagt hatte.
 „Zugegeben,“ sagte er zögernd. „Es bleibt uns nichts weiter übrig, als Ihre Kanone zu kaufen, wenn wir nicht wollen, daß Sie sie an andere verkaufen, und das ist ja Ihr gutes Recht. Wieviel?“
 „Eine Million.“
 Der General schrieb die Anweisung aus, klopfte dem Erfinder auf die Schulter und sagte wohlwollend:
 „Sind Sie aber tatsächlich ein tüchtiger Kerl!“
 „Doch! Das will ich meinen!...“
 „Ja, den Denkel auch...! Eine solche Kanone zu konstruieren...“
 „Na, so schlimm ist es ja nicht... Für alles auf der Welt ist schließlich ein Kraut gewachsen...“
 „Zunehmend, ich meine, soweit ich aus den Zeichnungen ersehe...“
 „Ja, ja, gewiß... Diese Kanone ist eine furchtbare Waffe. Dennoch aber —“
 Der Erfinder ließ sich von neuem in seinem Sessel nieder, sah den General scheinbar harmlos an und sagte listig:
 — dennoch aber: was werden Sie dazu sagen, wenn ich Ihnen ein kleines Geheimnis anvertraue, das für Sie vielleicht von Interesse ist, nämlich: ich habe zum Schutze des Luftkreuzers gegen die Kanone eine Panzerhülle erfunden — ein so starke Panzerung, daß die Kanone sie nicht einmal zu durchdringen vermag...“
 Der General griff sich an den Kopf.
 „Ja, wollen Sie mich denn völlig verrückt machen?! So zu handeln wie Sie, ist verächtlich — ist gemein — ist ehrlos...“
 Der Fremde runzelte die Stirn.
 „Ich handle nie ehrlos, — merken Sie sich das! Was gibt Ihnen das Recht zu einem solchen Vorwurf?! Ich mein Luftkreuzer etwa schlecht? Er ist vorzüglich! Ich

meine Kanone etwa schlecht? Sie ist ein Meisterwerk! Was wollen Sie also von mir? Habe ich Sie etwa überbortelt oder hinter's Licht geführt?!

„Sie hätten mir die Kanone gleich anbieten sollen!“ „Erlauben Sie mal!“ sagte der Erfinder übercoen. Die Kriegskunst — und die Kriegstechnik ganz besonders — muß sich, will sie gesund sein, organisch entwickeln. Solche Sprünge, wie Sie meinen, gibt es da nicht.“

Danach haben beide eine Weile schweigend. Der General grübelte angestrengt, der Erfinder rauchte gemächlich seine Zigarre.

Eigentlich hätte ihm ja der General am liebsten Vermals vorgehalten, daß es besser gewesen wäre, wenn ein anderer ihm die Panzerung angeboten hätte, aber er fürchtete, der Fremde werde ihm wieder vorschlagen, er wolle sich den Schnurrbart wegrasieren. . . nein, wirklich, warum sollte er sich denn obendrein auch noch lächerlich machen? . . . Er dachte also seinen Entschluß, gab sich einen Ruck und sagte: „Wieviel?“

„Eine Million.“ „Nehmen Sie wenigstens eine halbe.“ „Fällt mir ja gar nicht ein.“ sagte der Besucher. „Ich bekomme von andern sogar zwei dafür.“

„Ja ja . . .“ seufzte der General. „Sie ruinieren sich umsonst! In Gottes Namen! Ruinieren Sie uns.“ Der Erfinder legte die Hand auf die Wange und den andern, drückte dem General die Hand und machte einen Schritt zur Tür.

„Hören Sie!“ hielt ihn der General zurück. „Einen Augenblick noch! Sie sind also Ihrer Sache völlig sicher? — Ich meine, daß die Panzerung einem jeden Geschützfeuer standhält?“

„Der Fremde lächelte. „Aus meiner Kanone? Selbstverständlich.“ „So daß wir in diesem Punkt also beruhigt sein können?“

„Selbstverständlich. Das heißt, unter dem Vorbehalt, daß nicht neue Geschosse von besonderer Durchschlagskraft erfunden werden.“

„Wie? Und Sie meinen allen Ernstes, daß sie erfunden werden?“

„Zweifello.“ „Warnberziger Himmel! Ja, wann denn?“

„Sie . . . sind bereits erfunden!“ „Von wem —?“

„Von mir.“ „Ja, zum Teufel noch einmal . . .! Warum sagen Sie das denn nicht?!“

„Wie? Ich sage Ihnen doch: diese Geschosse sind bereits erfunden.“

Der General schlug eine höhnische Pose an. „So, so . . . Und nun werden Sie uns also diese neuen Geschosse anbieten . . . nicht wahr? Und wenn wir die Geschosse gekauft haben, so werden Sie abermals über das ganze Gesicht grinsen und uns mitteilen, daß Sie noch eine Panzerung vorrätig haben — eine Panzerung gegen Ihre eigenen Geschosse, nicht wahr?“

„Zweifello.“ „Und wenn Sie uns wieder eine Million abgeknöpft haben, werden Sie wieder ein Geschöß und eine Panzerung erfunden, nicht wahr?“

„Zweifello.“ Der General fuchtelte wie besessen mit den Händen, riß sich ein Büschel Haare aus und schrie:

„Daß Sie der Satan fresse . . .! Bei lebendigem Leibe . . .! Daß die Erde Sie verschlinge . . .! Sie haben uns in einen Hinterhalt gelockt, aus dem wir nicht mehr herausfinden! Sie plündern uns aus . . .! Sie saugen unser Blut . . .! Sie ruinieren unser Land . . .! Wie heißen Sie? Nennen Sie wenigstens Ihren Namen, damit wir ihn auf allen Kreuzwegen verfluchen können?!“

Der Fremde war aufgesprungen. Sein Gesicht, auf dem bis dahin ein spöttisches Lächeln gespielt hatte, war finster; seine Unterlippe bebte vor verhaltenem Zorne. „Schimpfen mögen Sie mich, so viel Ihnen beliebt.“ sagte

er eifrig. „Davon werden Sie nicht klüger, und ich nicht dümmer . . . Meinen Namen werde ich Ihnen nicht nennen; wenn Sie aber ein bißchen mehr Verstand hätten, als Sie haben, so würden Sie einsehen, daß ich die Jagd in Verdon, daß ich geradezu der gesunde Menschenverstand bin! Um Ihren Verstand dagegen ist es schwach bestellt, und das ist auch der Grund, warum Sie nicht begreifen, daß es gleichgültig ist, ob Ihr Land sich mit dem Weltkristen in zehn Jahren oder in zehn Minuten ruiniert . . . Der menschliche Genius hat zu Ihnen gesprochen, und Sie — Sie Einfaltspinsel, setzen ihn vor die Tür! Das soll mich allerdings wenig kümmern, ein jeder blamiert und ruiniert sich eben, so auf er kann . . . Sie aber, Sie haben nicht mal Temperament genug, um sich wenigstens auf einmal und gründlich zu ruinieren! Gabe die Ehre! . . .“

Mit diesen Worten warf der Fremde die Tür hinter sich zu und verließ das Kriegsministerium eines Landes, dessen Name uns schließlich gleichgültig sein kann . . .

A. Awerstchenko.

Vor 80000 Jahren

In Predmosti, am Südbende der bekannten märkischen Pforte, 1/2 Stunde von dem Eisenbahnnotenpunkt Prevan, ist in den letzten Jahren die hervorragendste Station Mitteleuropas aus der Steinzeit und eine der wichtigsten überhaupt aufgedeckt worden. Näheres darüber findet sich in dem Bericht von Dr. Karl Absolon, Rostos am Landesmuseum zu Brünn, den der Ethnologe Dr. Adolf Heilbronn (Berlin) in seine jetzt im Deutschen Verlagshaus Dong erscheinende Ausgabe des schönen, nachgelassenen Wertes von Prof. Dr. Oerm. Meißner, dem verstorbenen Breslauer Gelehrten, „Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur“ aufgenommen hat. Es fanden sich in einem Grabe in Hoderstellung zwanzig Menschen vom kindlichen bis zum Greisenalter, neben Knochen vom Mammul. Ein Kind hatte Schmutzbeigaben, bei einem Skelett lag der Kopf eines Eisfisches. Das Ganze befand sich unter einer Kalksteinklippe, die dem Mammuljäger als Schlafplatz und ständige Wohnstätte gedient hat und in der er in einem regelrechten Grabe seine Familie bestattete.

Der Skeletttypus wurde als Mischtypus aus dem Jungpaläolithikum bestimmt und stellt wahrscheinlich eine Kreuzung von dem im Neandertal gefundenen Menschen mit dem des südfrenschischen Auzacnemenschen dar. Ein erwachsenes Paar ist das besterhaltene und vollständigste fossile Menschenstelet überhaupt. Charakteristisch für diesen Menschen sind die flache stehende Stirn und die starken, zusammenhängenden Ueberaugenwulste.

Das Umgekehrte an dem Funde ist aber das riesige Mammuljägerfeld, das sich hier öffnete, gering geschätzt etwa 1000 Tiere, an ausgezeichnet erhaltenen Wadenzähnen des Mammul fanden sich allein etwa 2000. Und dieses davon lag so sorgfältig aufgeschichtet, daß hier der Urnenfisch die Knochen abfälschlich fortiezt haben muß. Die Mammuljäger scheinen ihm nicht als Nahrung gedient zu haben, sondern nur die Knochen und Zähne als Material für seine Werkzeuge. Von diesen wurden etwa 40000 Stück aufgedeckt, in mannigfaltigster Form aus Hornstein, Feuerstein, Bergkristall, Kalkspat, a. hergestell, aber besonders viele auch aus Knochen. Aus den Wadenzähnen des Löwen und Bären hat sich der Predmostienfisch seine Dolche bereitet. Küchengeräte wie Köpfeln finden sich in großer Zahl. Nützlich sind vorläufig mehrere „Schaber“ aus Mammulrippen, noch rätselhafter die gezähnte Gabel aus Eisenbein, bei der Dr. Heilbronn an ein Fernmontalgerät erinnert, wie etwa die Menschenfleischgabel auf Fildsch. Die Angeln sind geschickt aus Eisenbein und einem Mammulwadenzahn geschneid.

Der Predmostienfisch — seine Kulturgeschichte wird etwa 80000 v. Chr. angelegt — war aber auch schon ein ausgesprochener Künstler. Viele Geräte verzierete er mit geometrisch eingerichteten Strichen, Punkten, Grübchen, er bedeckte Knochen mit kombinierten Zeichnungen, die oft aus unzähligen Strichen bestehen. Ein Mammuljäger ist mit der stilisierten Zeichnung einer weiblichen Gestalt bedeckt; die anscheinend schwangere Frau ist nackt und reich tätowiert. Ja, es fanden sich fünf aus Mammuljägerknochen geschneidete kleine Statuetten solcher Schwangeren. Das bedeutendste Stück aber ist wohl die aus Mammulzahn geschneidete Statuette eines Mammuls, nun im Landesmuseum zu Brünn, bisher die einzige plastische Darstellung dieses Riesentieres aus der Hand seiner Zeitgenossen, von erstaunlicher Naturwahrheit in der Charakteristik des gewaltigen Körpers. Nach diesen Leistungen war der Predmostienfisch kein wilder Troglodyt mehr, wenn er auch durch seine Schädelbildung noch an seine Ahnen erinnerte, sondern hat mit seiner künstlerischen Begabung den Fortschritt des Menschengeschlechtes befördert.

Für unsere Frauen

Kinderloses Ehepaar gesucht . . .

Eine traurige Geschichte

Von Anna Bloss

S.A.K. In diesen Tagen, wo so viel für und gegen Gebärstreit und Gebärzwang gesprochen wird, erfährt ich eine traurige Geschichte, die ich hier kurz wiedergebe: Sie handelt von einem Schloffer, namens Schulke, und seinem Dorchen.

Schulke und Dorchen hatten sich schon als Kinder in Lüben an der Spree gekannt und mit einander gespielt. Wie groß war ihre Freude, als sie sich in Berlin wiederfanden. Schulke war Schloffer in einer großen Maschinenfabrik. Dorchen war Mädchen für alles bei einem Herrn Rechnungsrat, wie sie respektvoll sagte. Sie mußte arbeiten von früh bis spät. Aber alle vierzehn Tage hatte sie ihren freien Sonntagmittag. Und dann fuhr sie hinaus mit Schulke nach Halensee, nach Treptow oder wo sonst gerade Langmusik war. Alle Tänge sangen sie durch und selig zogen sie Arm in Arm heimwärts, wenn es Abend wurde. Im Sommer 1914 freilich, da hatten sie nur selten gelangt. Da hatten sie sich meist ein stilles Plätzchen am See gesucht. Dort saßen sie und schmiedeten Zukunftspläne.

Frau Rechnungsrat wußte nichts von Schulkes Existenz. Sie war doch zu vornehm, um mit ihrem Mädchen für alles über deren Angelegenheiten zu sprechen. Um so entsetzter war sie, als plötzlich im August ein baunlanger Soldat in feidgrauer Uniform Sturm läutete, an ihr vorbei zu Dorchen in die Küche stürzte und als sie die beiden Arm in Arm in Tränen aufgelöst miteinander sahen sah. Aber als sie den eigentlichen Grund erfuhr, daß Schulke noch am gleichen Tage in den Krieg mußte, fühlte sie ein menschliches Mitleiden. Sie ließ das Liebespaar allein, und als Schulke ging, brachte sie ihm noch eine Kiste Zigaretten von ihrem Mann. Dorchen war jähungslos, aber sie mußte wieder an die Arbeit und nur nachts hatte sie Zeit zum Weinen.

Für Schulke kamen schwere Tage. Erst die langen Märsche, dann die Schlacht, endlich der fluchtartige Rückzug von der Marne. Aber wie leicht schien ihm das alles, als erst die Zeit kam, als er wie ein Maulwurf unter der Erde im Schützengraben haufen mußte. Tag und Nacht schlugen Granaten ein, plähten Gasbomben, knatterten die Kanonen und Gewehre. Sein einziger Trost waren Dorchens Briefe und Feldpostpakete. Ihren letzten Groschen opferte sie, um Schulke eine Freude zu machen.

Aber im Schützengraben wurde es immer schlimmer. Die Kameraden kamen überein, daß es in der Hölle lange nicht so schrecklich zugehen könnte. Sie gingen an, sich nach der Hölle zu sehnen, nur um das Schießen, das Jammeren und Stöhnen nicht mehr hören zu müssen. Eines Tages, war es so schlimm, daß fast der ganze Schützengraben zertrümmert wurde. Schulke verlor die Bestimmung. Als er wieder zu sich kam, schrie er vor Verzweiflung. Er lag in einem Bett, vor dem standen Kerze und Krankenschwestern. Schulke wollte nicht mehr leben, denn dann mußte er wieder in den Schützengraben. Er wollte lieber in die Hölle. Da sagten sie ihm als Trost, was sie ihm schonend hatten beibringen wollen. Er hatte einen Arm und ein Bein verloren und war nicht mehr selbstständig. Dafür sollte er ein so schönes künstliches Bein und einen so schönen künstlichen Arm bekommen, daß es beinahe besser wäre als wenn er seine eigenen Glieder noch hätte. Schulke war etwas in Sorge, ob Dorchen ihn dann noch heiraten würde, wenn er nur noch ein eigenes Bein und einen eigenen Arm hätte. Aber Dorchen war das einerlei. Es liefen so viele herum, die waren Krüppel, waren taub oder blind und sie heirateten doch. Tausende von Männern kamen ja überhaupt nicht mehr zurück. Da waren die Mädchen froh, wenn sie überhaupt noch heiraten konnten.

Das Schlimme war nur, daß Schulke keine Arbeit fand. Wo man hörte, daß er nur ein Bein und einen Arm hätte, wurde man behauernd die Achseln.

Da las Schulke, daß ein Kommerzienrat ein kinderloses Ehepaar als Portierstele suchte. Er meldete sich und alles war alanzend. Die Wohnung gut, die Bezahlung gut. Schulke

hatte den Hausdienst zu versehen und dem Diener an die Hand zu gehen. Dorchen sollte vormittags dem Zimmermädchen helfen. Schulke freute sich, als er die Stellung erhielt. Der Kommerzienrat wußte, was man den braven Postgrauen schuldig war. „Aber keine S-nder.“ sagte er zum Schluß noch einmal. „Meine Frau kann kein K-dergeschrei im Haus vertragen.“ Schulke wollte nur sein Dorchen. Er wollte keine Kinder, und so schen alles in schönster Ordnung.

Die Hochzeit wurde gefeiert mit ein paar Kriegskameraden von Schulke, ein paar Freundinnen von Dorchen. Und als dieser eine Attrappe in Form eines Storchs herbeigebracht wurde, machte Schulke ein sauerfüßes Gesicht.

Das junge Paar hielt Einzug im eigenen Heim. Schulke strahlte, wenn er sein Dorchen sah, und Dorchen sang und piffte den ganzen Tag.

Eines Sonntags war Familiensessen bei Kommerzienrats. Schulke half wie gewöhnlich dem Diener. Bei der Gelegenheit hörte er, wie der älteste verheiratete Sohn des Hauses der G-Gesellschaft von einem bevorstehenden frohen Ereignis erzählte. Die junge Frau wurde von allen bewundert und geliebt. Der Kommerzienrat strahlte, daß er einen Enkel und Erben bekommen sollte. Schulke erhielt zur Feier des frohen Ereignisses eine Flasche Wein und allerhand Gutes aus der Küche.

Fröhlich wollte er die Sachen vor Dorchen auspacken, aber die sang heute nicht. Sie sah bleich und fr- am Tisch und als ihr Schulke zum Essen zurebete, wurde ihr übel. Das ging so ein paar Tage, bald besser, bald schlechter. Endlich waren sie sich klar darüber, daß der Storch bei ihnen klappern sollte. Aber das ging doch nicht. Dann verloren sie die gute Stelle, und wie schwer würde Schulke Arbeit finden, und sollte noch für ein Drittes sorgen!

Zum Glück hatte Dorchen Freundinnen und die wußten Rat. Sie schickten sie zu einer klugen Frau und Dorchen mußte allerhand bitteren Tee trinken und heiße Fußbäder nehmen. Aber es half alles nichts. Eines Tages kam die kluge Frau mit einer großen Tasche und Schulke wurde für ein paar Stunden fortgeschickt. Als er zurückkam, war die kluge Frau sehr bleich und Schulke mußte ihr schwören, niemand ihren Namen zu verraten. Sein Dorchen aber lag im Bett und jammerte und söhnte herzzerreißend. Am andern Morgen ließ Schulke in aller Frühe zu dem Arzt, der um die Ecke wohnte. Der war ein wahrer Menschenfreund. Er kam gleich mit, und als Schulke ihm seine Geschichte erzählte, sagte er nur: „Aber Mensch, wie konnten Sie!“ Als er Dorchen sah, machte er ein sehr ernstes Gesicht. Er kam öfter wieder, aber er konnte ihr nicht helfen. Ihre Schmerzen wurden immer ärger, und sie verfiel mehr und mehr. In einer Nacht war es ganz arg. Früh morgens mußte Schulke die Straße kehren. Als er wieder ins Zimmer kam, lag Dorchen bleich und kalt mit gestreckten Gliedern und gebrochenen Augen.

Da kam eine maßlose Wit über Schulke. Er stürzte hinauf in die Wohnung des Kommerzienrats. Der sah bei seiner Schwiegertochter, die auf Besuch war, am Tisch und sie packten gerade eine Schachtel mit Häubchen und Zäpfchen und Hemdchen aus. Der entsetzte Diener konnte Schulke nicht halten. Der holte mit seinem gesunden Arm zu einem Schlag aus. Der Kommerzienrat schrie um Hilfe. Es half ihm aber nichts. Er bekam seine Ohrfeige ab und fiel in Ohnmacht. Ebenso schnell wie Schulke gekommen, verschwand er wieder. In seiner Kammer war noch ein geladener Revolver von der Kriegszeit her. Vor dem hatte Dorchen immer große Angst gehabt. Schulke legte sich neben seine tote Frau. Als der Diener kam, um Rechenschaft von ihm zu fordern, hörte er einen schwachen Knall, sah ein Rauchwölkchen und ein wenig Blut rieselte an Schulkes Schläfe. Zu helfen war ihm nicht mehr.

Schulke und sein Dorchen hatten eine sogenannte schöne Leiche. Viele Kameraden und Freundinnen nahmen teil. Am meisten fiel ein großer Lorbeerkranz auf. Den hatte der Kommerzienrat dem „Helden des Weltkrieges“ gespendet.

Nun suchte der Kommerzienrat wieder einen Portier. Glänzende Bezahlung, gute Behandlung, sogar ein Kriegskrüppel wird angenommen, nur „guter Postmann“ darf seine Frau niemals sein.